

Auf der Nehrung.

Novelle von **Hans Warring.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

In der Stadt aber ging die Untersuchung ihren Gang. Eine Menge Zeugen wurde vorgeladen, die Muhme, Ernestine, die Mägde, der Knecht, ihre Aussagen lauteten alle übereinstimmend. Rose hatte wilde Drohungen gegen ihre Tante ausgestoßen, sie hatte von Verheerung und Brand gesprochen. Dann hatte sie in großem Zorn das Haus verlassen, in das sie zu jeder Stunde der Nacht zurückkehren konnte, denn sie wußte ganz wohl, daß das kleine Hinterpförtchen unverschlossen blieb. Zwar hatte keiner sie im Hause gesehen, aber kaum, daß die Flammen zum Dache herausschlugen, da war sie auf der Anhöhe jenseits des Weges erschienen und hatte sich so gebärdet, daß sich der Verdacht sogleich auf sie lenken mußte. Sie habe mit entsetzten Augen in die Glut gestarrt, sagten die Zeugen aus, und habe wunderbare Reden geführt. Die Arme habe sie gen Himmel gestreckt und die Hände gerungen, als ob sie jetzt erst inne geworden sei, welch ein schreckliches Verbrechen sie begangen. Auch habe man ganz deutlich gehört, daß sie gerufen habe: „Das ist meine Schuld!“ Sie habe also bereits gestanden und wenn sie später geleugnet habe, so werde man doch wohl wissen, was das bedeuten wolle. Das ganze Dorf war einstimmig in seinem Urteil: „Sie hat es gethan,“ und selbst diejenigen, die stets große Stücke auf das Mädchen gehalten, der Dorfschulze Anders und seine Frau, die Muhme und einige alte Freunde des verstorbenen Großvaters, konnten nur traurig die Köpfe schütteln und schweigend der Sache ihren Lauf lassen. —

Roses Jugend und Lebenskraft hatten die schwere Krankheit überwunden, man hatte sie aus dem Krankenhause in die Untersuchungshaft zurückführen können. Und nun stand sie zum erstenmal dem Untersuchungsrichter gegenüber. Er war ein nicht mehr junger Mann, der seines Amtes schon viele Jahre waltete und im Verlauf derselben manche für den Menschenfreund niederdrückende Erfahrung gemacht haben mochte. Sein Glaube an Menschenwert und Menschenwort mochte in dieser Zeit stark erschüttert worden sein. Aber nachdem er einen prüfenden Blick auf die Angeklagte geworfen hatte, war er frappiert. Es war nicht allein ihre Jugend und Schönheit, die den Blick des Mannes anzogen, es lag in der Erscheinung des jungen Mädchens ein Etwas, das den Menschenfreund in ihm mit plötzlichem Schreck erfüllt hatte. Dieses junge Wesen eine Verbrecherin? Hinter diesen lieblichen, durch die Krankheit vergeistigten Zügen sollte ein böses Herz wohnen? Diese Haltung voll Schmerz und Scham sollte Lüge sein?

In mildem Tone begann er seine Fragen.

„Erst achtzehn Jahre alt sind Sie,“ sagte der Richter, „und Sie haben in Ihrer Heimat einen so üblen Ruf, daß man Sie einer so bösen That für fähig hält? Wie kommt das?“

Das Mädchen schlug auf-



Das Denkmal auf dem Dusenddüwelswarf bei Hemmingstedt (Holstein) zur Erinnerung an die Freiheitsschlacht am 17. Februar 1500. (S. 91)

schluchzend die Hände vor das Gesicht. Der Richter wartete geduldig, bis ihre Erregung sich gelegt hatte, dann wiederholte er seine Frage: „Wie kommt das?"

„Früher, als der Großvater lebte, hätte keiner im Dorf mir Böses zugetraut, da waren die Leute freundlich mit mir. Aber seit der Großvater tot ist, und sie wissen, daß alles der Ernestine gehört, und daß ich nichts, nichts habe —"

Wieder erstarb ihre Stimme in Schluchzen.

„Setzen Sie sich und beruhigen Sie sich," sagte der Richter. „Und sehen Sie mich nicht als Ihren Feind an, der Bekenntnisse von Ihnen erzwingen will. Ich will nur das eine: der Wahrheit ans Tageslicht helfen. Wenn Sie unschuldig sind, so haben Sie die Wahrheit nicht zu fürchten. Erzählen Sie mir also vertrauensvoll, was Sie erlebt, und wie es gekommen ist, daß Ihre Tante Sie an jenem Abend aus dem Hause wies."

Das klang anders, als sie sich vorgestellt hatte — menschlicher, barmherziger. Das unbestimmte Grausen, das für sie hinter dieser Thür gelauert hatte, machte einem Gefühl aufkeimenden Vertrauens Platz.

Und sie fing an zu erzählen. Der erfahrene Richter hörte die von unterdrückter Leidenschaft durchzitterte Anklage gegen ihre Tante: „Sie hat mir alles, alles genommen, sie hat mich als Bettlerin auf die Straße gestoßen, und die Muhme hat doch gesagt, daß der Großvater es anders gewollt!"

Und auch in seinem Geiste festigte sich mehr und mehr der Verdacht, daß das unglückliche Kind in einem Augenblick besinnungslosen Hasses und Zornes eine That der Rache hatte vollziehen wollen.

„Man sagt mir, Sie hätten sich freiwillig und unaufgefordert selbst der That angeklagt?"

Die Augen des Mädchens öffneten sich groß und weit.

„Hab' ich das gethan? O, dann war ich nicht bei Sinnen. Ich habe der Ernestine Böses gewünscht, ich habe gedacht, wenn ihr das Haus über dem Kopf abbrennen möchte, geschähe ihr recht. Und an jenem Abend muß mir schon das Fieber in den Gliedern gelegen haben, ich hatte viel geweint, und der Kopf war mir wirr. Da habe ich den Wunsch für die That genommen, als ich das Haus in Flammen sah. Mich hat ein Entsetzen gepackt, daß ich nicht gewußt habe, was ich sprach." —

Wie dieses erste Verhör verliefen auch alle anderen. Es trat nie ein Widerspruch in ihren Aussagen zu Tage, so scharfsinnig auch die Kreuz- und Querfragen waren, die der Richter ihr stellte. Auf **eine** Frage aber wußte sie keine Antwort, so oft und in welcher Form sie ihr auch vorgelegt wurde. Und gerade hierin bestand das schwer belastende Moment: es war eine Lücke vorhanden, welche durch die Vernehmung aller Zeugen nicht ausgefüllt werden konnte. Um neun Uhr hatte das Mädchen das Haus verlassen durch die große, auf den Hof führende Thür. Seit dieser Zeit hatte niemand sie gesehen, und erst als das Haus in Flammen stand, war sie plötzlich aufgetaucht inmitten des Volkshaufens, mit irrem, verwildertem Blick, und hatte sich selbst der Brandlegung angeklagt. Man mußte annehmen, daß sie unbemerkt, als alle Hausgenossen beim Abendessen versammelt saßen, durch das kleine, stets offene Hinterpförtchen zurückgekehrt, über die schmale Stiege auf den Bodenraum geschlüpft sei und sich hier verborgen gehalten habe, bis drunten im Hause alles still geworden. Die Ausführung des Verbrechens konnte ihr keine Schwierigkeit geboten haben; unter einem Strohdach ist es leicht, Feuer anzulegen.

„Wo sind Sie in der Zeit, die zwischen Ihrem Weggang aus dem Hause und Ihrem Erscheinen auf der Anhöhe liegt, gewesen?" so hatte der Richter, sie scharf fixierend, mehrmals gefragt. Und diese Frage eben war es, auf welche sie keine Antwort zu geben wußte. Sie starrte den Fragenden an, sie schien qualvoll nach einer Erinnerung zu suchen. Es war, als ginge bei diesem Punkt ein Riß durch ihr Gedächtnis. Sie pflegte die Hände gegen ihre Schläfen zu pressen und ihre Blicke mit dem Ausdrucke verzweiflungsvoller Hilflosigkeit ins Leere zu richten, aber eine Erklärung gab sie nicht. Und trotz des Wohlwollens, das die junge Gefangene dem Richter einflößte, war in ihm doch hin und wieder der Gedanke schon aufgetaucht: Sollte sie Komödie spielen? Sollte sie ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr sympathisches Wesen benutzen, mich zu täuschen?

— — — — — — — — — — — —

Die Voruntersuchung war beendet, Rose hatte zum letztenmal vor dem Untersuchungsrichter gestanden. Zum Schlusse eröffnete er ihr, daß ihre strenge Abschließung jetzt nicht mehr notwendig sei, daß sie den Besuch ihrer Angehörigen empfangen dürfe.

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf. „Es wird niemand kommen," sagte sie. Und dann nach einer Pause: „Darf ich nicht hinaus aufs Dorf? Es ist so dumpf hier, die Sonne kommt nie in meine Zelle hinein, ich möchte die See sehen und grüne Bäume. Bitte, lassen Sie mich hinaus aufs Dorf!"

„Das kann ich leider nicht. Es ist der Untersuchung nicht gelungen, Ihre Unschuld zu beweisen, es sind einige Punkte da, die unaufgeklärt geblieben sind, Punkte, welche Sie schwer belasten. Die Akten gehen jetzt an die Anklagekammer, die zu entscheiden hat, ob Ihre Sache vor das Schwurgericht kommt."

„Glauben Sie wirklich, daß ich — daß ich — eine Brandstifterin bin?" fragte sie leise.

„Auf meine Meinung kommt es hier nicht an. Die Herren, die zu entscheiden haben, müssen sich aus diesen Akten hier ihre eigene Ansicht bilden."

„O Gott, o Gott!" Sie verbarg aufschluchzend ihr Gesicht in den Händen. „Und ich bin doch unschuldig! — Aber nicht wahr, so etwas Gräßliches, daß ein Unschuldiger zu Schande und Strafe verurteilt wird, kommt nicht vor?"

„Absichtlich gewiß nicht, mein Kind," sagte der Richter, erschüttert von dem Anblick des Mädchens.

„Dann will ich ruhig sein, dann kann ich ruhig sein. Jetzt will ich geduldig warten und alles ruhig tragen. Es muß ja doch gut werden!"

Sie sah ihn an, vertrauensvoll wie ein Kind.

„Das ist keine Lüge! Sie ist unschuldig!" hallte es in ihm. Er schrieb rasch noch einige Zeilen auf das vor ihm liegende Blatt, dann stand er auf. Rose wurde in ihre Zelle zurückgeführt.

Am nächsten Tage trat die junge Frau des Gefangenwärters bei Rose ein.

„Der Herr Untersuchungsrichter hat erlaubt, daß ich Sie tagsüber zu mir herunternehmen darf in unsere Wohnung. Wir haben ein Gärtchen neben der Mauer, zwar klein, aber ein paar grüne Bäume sind doch darin, und vormittags scheint die Sonne hinein. Und wenn Sie mir die Kinder ein bißchen hüten wollen, derweil ich meine Wirtschaft besorge —"

Rose war der Frau schluchzend um den Hals gefallen.

„O, wie danke ich Ihnen! Ich will Ihre Kinder warten, ich will arbeiten, geben Sie mir zu thun — viel — viel! Nicht mehr einsam — nicht mehr allein! O, wie glücklich bin ich!"

Die Frau wischte sich die Augen. Sie hatte immer Mitleid mit ihrer jungen Pflegebefohlenen gefühlt, aber der richterlichen Anordnung gemäß nur das Notwendigste mit ihr sprechen dürfen. Jetzt war dieser Zwang von ihr genommen, und sie durfte ihrem Wohlwollen offenen Ausdruck geben.

Ein paar Tage später war Martin da und blickte in den kleinen grünen Garten und auf Rose hinaus, die mit den Kindern im Schatten der hohen Gefängnismauern saß. Er war nicht zum erstenmal hier, aber man hatte ihn stets abweisen müssen, da die Untersuchung noch nicht abgeschlossen gewesen. Heute endlich hatte er Erlaubnis bekommen, die Gefangene zu sehen. Endlich! Er hatte seine Angst und Sorge kaum noch zu tragen vermocht. Seine Gedanken hatten sich im qualvollen Kreislauf immer um die **eine** Frage gedreht: Ist sie schuldig?

Und nun stand er hier vor der Entscheidung seines Schicksals.

Rose stand langsam von ihrem Sitze auf und blickte ihn mit großen, weit offenen Augen an, als er so überraschend vor sie trat. Es war fast, als müsse ihr armer, von der Krankheit her noch halb verwirrter Kopf sich mit Gewalt fassen, um die Bilder der Vergangenheit festzuhalten, zu welchen diese Gestalt gehörte. Dann aber ging ein Aufleuchten über ihr Gesicht, dessen zarte Blässe von einer raschen Röte überflogen wurde.

„Martin, lieber Martin!" sagte sie leise.

Er konnte nicht sprechen, der starke junge Mann war so bewegt wie nie vorher in seinem Leben. Beide schwiegen — sie sah ihm ängstlich und forschend ins Gesicht.

„Rose," sagte er endlich stockend, „ich bin gekommen, dich zu fragen — auf Ehr' und Gewissen zu fragen: Bist du schuldig oder unschuldig?"

Er hatte sie an beiden Händen gefaßt und sah sie an, als wollte er ihr bis auf den Grund der Seele blicken, aber sie senkte ihre Augen nicht vor seinem Blicke.

„Hast du mich wirklich für so ruchlos gehalten? Hast du gemeint, ich könne es über das Herz bringen, das alte liebe Haus, in dem ich frohe Kinderjahre verlebt, anzuzünden? O Martin, wie hast du so böse von mir denken können!"

Die grauen Gefängnismauern, die auf die beiden herabblickten, mochten eine Scene, wie sie nun folgte, kaum jemals geschaut haben. Mit einem Schrei, wie sie nur eine von langer Qual befreite Brust ausstoßen kann, hatte er sie an sich gerissen.

„O Rose, meine Rose, jetzt hab' ich wieder Lebensmut, jetzt kann das Leben noch schön werden! Nie hab' ich geglaubt, daß du mit Absicht und Ueberlegung — aber alles stimmte so schrecklich zusammen — wir alle wurden irre, selbst die Muhme und der Anders und seine Frau. Aber jetzt ist's gut, jetzt will ich wieder mit Lust an die Arbeit gehen — arbeiten will ich für dich. Wenn du schuldig gewesen wärst, so wäre ich in die weite Welt gewandert und niemals wiedergekommen."

Sie standen und hatten sich an den Händen gefaßt und blickten sich tief in die Augen. Bei diesem ernsten, hart gewöhnten Menschenschlag ist ein Austausch von Liebkosungen und Zärtlichkeiten nicht Sitte. Auch dieses junge Liebespaar wurde von einer gewissen Scheu auseinandergehalten, aber ihre Augen sprachen, und sie verstanden diese Sprache. Still, eines an die Schulter des anderen gelehnt, saßen sie lange Zeit beisammen.

„Ich werde es dir nie vergessen, Martin, daß du zu mir gekommen bist, gerade als es mir am schlechtesten ging. Ich will dir eine gute Frau werden," sagte Rose endlich flüsternd.

Er drückte ihr fest die Hand.

„Wenn wir nur erst so weit wären, Rose! Was gäb' ich darum, wenn ich dich gleich mit heim zu meiner Mutter nehmen könnte! Ich glaube fest, daß sie —"

Er kam nicht weiter, ein lauter, angstvoller Schrei des Mädchens hatte ihn unterbrochen. Sie war aufgesprungen und stand vor ihm, alle Anzeichen von Schreck und Furcht in ihrem erblaßten Gesichte.

„Deine Mutter! Ach, deine Mutter! Niemals wird sie es zugeben, daß wir uns heiraten!" Sie hob die Hände empor. „Still, still, jetzt weiß ich alles, jetzt ist es auf einmal licht in mir geworden! O deine Mutter — deine Mutter!"

„Liebe Rose, was ist's — so sprich doch!"

„Sie ist sehr hart zu mir gewesen, die Klaasin. Jetzt entsinne ich mich, jetzt weiß ich alles — alles. An jenem Abend, als die Ernestine mich aus dem Haus vertrieben hatte, da dacht' ich, du würdest ein freundliches Wort für mich haben, denn ich sehnte mich so sehr nach einem guten Wort. Aber du warst nicht daheim, und deine Mutter hat mich fortgejagt von ihrer Schwelle wie eine Diebin. Und als ich sagte, ich wolle ein paar Worte mit dir sprechen, ich wolle auf dich warten, da — da hat sie mir gesagt, daß ich ein verlaufenes Frauenzimmer wäre, wie meine Mutter, und du hättest das auch gesagt und wolltest nichts mehr von mir wissen. — Und dann bin ich fortgestürzt, du weißt, wo die Nußsträuche stehen hinter deinem Haus. Da hab' ich mich in meinem Elend auf die Erde geworfen, und mir war so schlecht, daß ich dachte, ich müßte sterben. Und dann weiß ich nichts mehr, nicht, wie lange ich dagelegen habe oder was um mich vorgegangen ist. Erst das Rasseln der Spritzen und das Schreien der Menschen weckte mich wieder auf. Da sah ich alles um mich her blutrot. Ich taumelte vorwärts, und dann — du weißt ja, daß ich dann in meiner Verwirrung geschrieen hab': „Das ist meine Schuld!"

Beide schwiegen eine Zeitlang. Das Gesicht des jungen Zimmermanns war totenbleich geworden. Einmal versuchte er zu sprechen, aber was er sagte, war nicht zu verstehen, so leise und heiser klang es. Endlich, nach einer abermaligen Pause, stand er auf, langsam, schwerfällig, als mache jede Bewegung ihm Schmerzen.

„Ich muß jetzt fort, Rose, ich muß nach Hause. Es wird doch fast zehn Uhr sein, bis ich hinkomme."

Das Mädchen hatte ihn mit angstvollen Augen beobachtet. Martins Besuch hatte sie so namenlos beglückt, daß sie die Trennung um so schmerzlicher empfand.

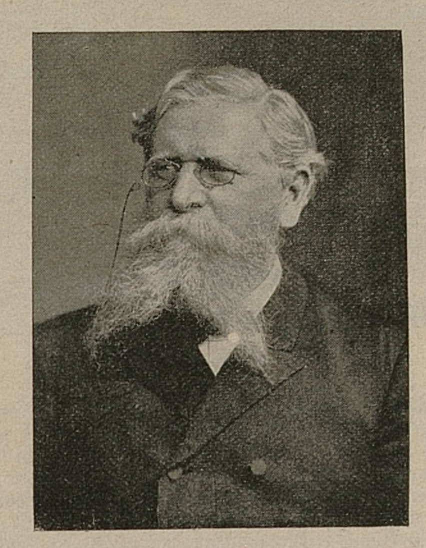
„Du wirst nicht mehr wiederkommen," sagte sie zaghaft, „deine Mutter wird dich nicht lassen."

„Das ist jetzt vorbei. Wir beide gehören zusammen, Rose, wir sind eins!"

Sie standen noch eine Weile Hand in Hand, dann ging er langsam aus dem Garten. Und langsam schritt er durch die Straßen der Stadt dem kleinen Bahnhofe zu.

Das hatte seine Mutter thun können! Sie hatte geschwiegen und das arme junge Ding im Verdacht der Brandstiftung gelassen, obgleich sie wußte, daß sie sich nicht auf den Boden geschlichen, daß sie draußen dicht neben der Hausthür auf der Erde gelegen hatte, fast vergehend in Jammer und Schmerz.

„Sie hat sie mir aus dem Weg räumen wollen um jeden Preis!" sagte er sich. Er war bis jetzt ein guter Sohn gewesen, er hatte viel Geduld, viel Nachsicht und Unterordnung gezeigt, und wenn ihm dieses oft schwer geworden war der rücksichtslosen Herrschsucht der Mutter gegenüber, dann hatte er sich streng seine Kindespflicht vorgehalten. Aber jetzt fühlte er auf einmal, daß dies vorbei sei, es war ein Riß durch sein Empfinden gegangen, er liebte seine Mutter nicht mehr. Seit jenem Abend, als Ernestine ihre Nichte vor den Gendarmen



Ernst Ludwig Herrfurth,
der frühere preußische Minister des Innern †. (S. 92)
Nach einer Originalaufnahme von J. C. Schaarwächter, Kgl. Hofphotograph in Berlin W.

gezerrt und sie der Brandstiftung angeklagt hatte, war ein unbesieglicher Widerwille gegen dies Mädchen in ihm aufgestiegen. Und mit Entsetzen spürte er, daß sich ein gleicher Widerwille auch gegen seine Mutter in ihm festsetzen wollte. —

Es war spät, als er sein Haus erreichte. Die Mutter empfing ihn mürrisch. Diese Gänge in die Stadt, deren Grund sie ahnte, obgleich Martin nie darüber gesprochen hatte, waren nicht nach ihrem Sinn.

„Na, endlich!" sagte sie, als er ins Zimmer trat. „Satt wird dich der Besuch wohl nicht gemacht haben; wo du gewesen bist, pflegt man den Gästen nichts vorzusetzen. Deine Suppe steht auf dem Herd, du kannst sie haben."

„Ich danke, ich hab' keinen Hunger."

„Na, sehr lustig bist du nicht zurückgekommen, die Aussichten scheinen nicht gut zu sein."

Er antwortete nicht; schweigend hatte er die Lampe vom Schranke herabgenommen und mit einem Streichhölzchen angezündet.

„Warum steckst du noch die Lampe an? Bist du so vornehm geworden, daß du nicht im Dunkeln ins Bett findest?"

„Ich habe mit dir zu sprechen, Mutter."

„Dazu braucht man doch kein Licht."

„Ja, ich brauch' es."

Der Frau wurde unbehaglich zu Mut. Ihr ahnte, daß etwas nicht in der Ordnung sei. Und als jetzt das Licht der Lampe voll auf das Gesicht des Sohnes fiel, wurde sie noch ängstlicher. Sie entsann sich nicht, dieses Gesicht jemals so finster und so bleich gesehen zu haben.

„Mutter," begann er, „warum hast du mir nicht gesagt, daß die Rose an jenem Abend — du weißt schon, welchen ich meine — mich hat sprechen wollen?"

„Ich hab' es dir nicht gesagt, weil ich es so für am besten hielt," erwiderte sie trotzig.

„Du hast sie zum Hause hinaus gejagt."

„Jawohl, das habe ich gethan, und das werde ich wieder thun, wenn sie sich erdreistet, noch einmal zu kommen."

Der junge Mensch schluckte, als drücke ihm jemand die Kehle zusammen.

„Mutter," sagte er nach einer Pause, „du mußt doch gesehen haben, daß sie neben der Hinterthür unter den Nußsträuchen gelegen hat."

„Ich könnt' sagen: ich hab' sie nicht gesehen; aber ich will die Wahrheit sagen: ja, ich hab' sie gesehen. Und was weiter?"

„Was weiter? Dann kann sie doch zu derselben Zeit nicht das Haus in Brand gesteckt haben! Du weißt also, daß sie unschuldig ist."

„Mich geht die ganze Geschichte nichts an."

„Du hättest sie also unschuldig verurteilen lassen? Mutter, du hättest sie ins Zuchthaus gehen lassen?"

„Mich hat keiner gefragt, mich geht die ganze Geschichte nichts an. Und jetzt laß mich in Ruhe!"

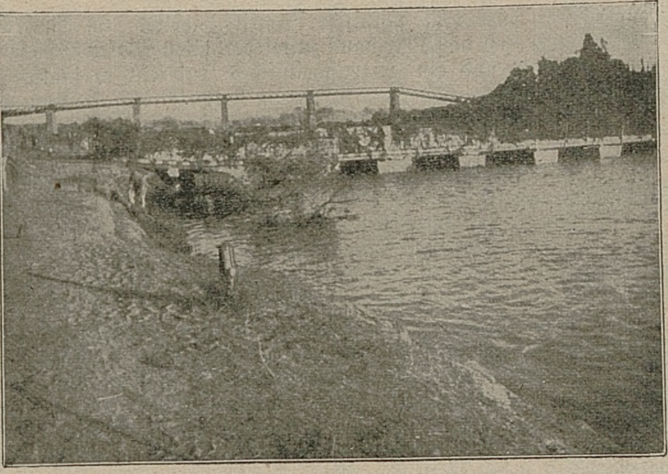
Er stand regungslos vor ihr, die eine Hand auf den Tisch gestützt. Sie hatte bis jetzt vermieden, seinen Augen zu begegnen, als sie jetzt aber aufstand, konnte sie nicht umhin, ihn anzusehen. Ein plötzliches Zittern überkam sie unter seinem Blick, daß sie sich wieder in den Stuhl sinken ließ. Er stand noch eine Weile vor ihr, dann wandte er sich langsam und schritt der Thür zu. Sie hörte, wie er die Treppe zu seiner Giebelkammer hinaufstieg, dann seinen Schritt droben.

„Er wird sich schon beruhigen," sagte sie sich. „Er hat schon manchmal seinen eigenen Kopf aufsetzen wollen, aber am anderen Tag ist er immer wieder zur Vernunft gekommen. Morgen wird er mit sich reden lassen."

Sie wollte durch diesen Trost sich selbst betrügen, sie wußte wohl, daß er so wie heute noch niemals gesprochen und ausgesehen hatte.

Plötzlich fuhr sie zusammen, droben war die Kammerthür gegangen. Atemlos saß sie da und lauschte auf den Schritt, der die Stiege herabkam. Er ging an der Stube vorbei und wandte sich der Hausthür zu. Sie schlich zitternd zum Fenster, da sah sie ihn auf der Schwelle stehen, vom hellen Mondschein beleuchtet.

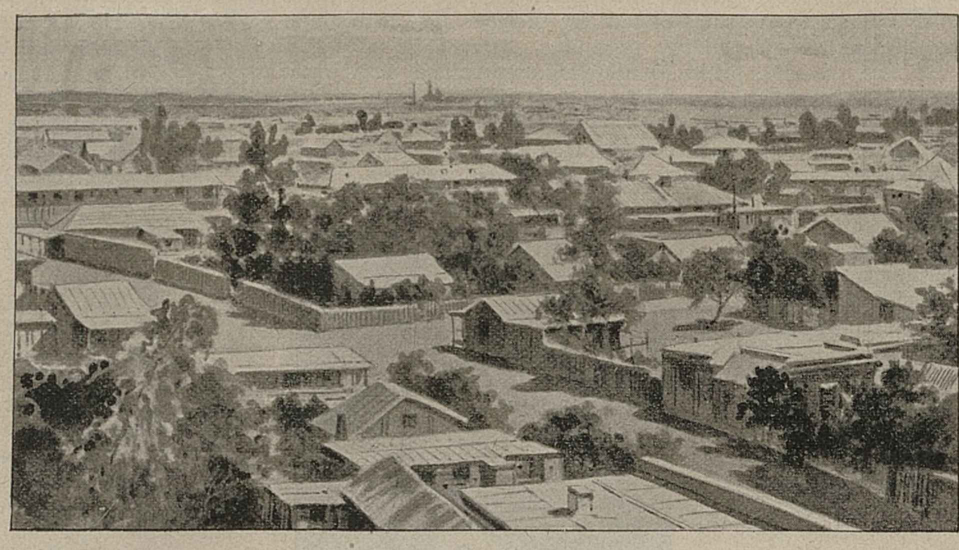
(Fortsetzung folgt.)



Eisenbahnbrücke und Pontonbrücke über den Moddersluß. (S. 92)
Nach einer Photographie von Major C. M. Crosse.

Illustrierte Rundschau.

Im Februar 1500 fiel der Dänenkönig Johann mit dem gesamten Adel Holsteins und einer Heeres-



Ansicht von Kimberley.

macht von 30,000 Mann in die damalige Bauernrepublik Dithmarschen ein, um das Land zu unterjochen. Unweit Hemmingstedt (Holstein), am Wege von Meldorf nach Heide, hatte sich eine kleine Schar der tapferen Dithmarschen an einer Stätte verschanzt, die vom Volke Dusenddüwels-(Tausend Teufel-)warf genannt wird. Als die Dänen am 17. Februar sie angriffen, öffneten die Dithmarschen die Schleusen, so daß die von einem Nordweststurm getriebene Meeresflut das Land überschwemmte. Dann fielen sie über den Feind her und schlugen ihn bis zur Vernichtung. Am 17. Februar, dem 400jährigen Erinnerungstage an diese Freiheitsschlacht bei Hemmingstedt, ist nun **ein auf dem Dusenddüwelswarf errichtetes Denkmal** feierlich eingeweiht worden. — In Berlin starb der frühere preußische Minister des Innern, **Ernst Ludwig Herrfurth,** geboren am 6. März 1830. Er wurde 1873 als vortragender Rat in das Ministerium des Innern berufen und in diesem 1881 zum Ministerialdirektor und 1882 zum Unterstaatssekretär befördert. Nach der Entlassung Puttkamers wurde er am 2. Juli 1888 zu dessen Nachfolger als Minister des Innern ernannt und blieb bis zum 2. Juli 1892 auf diesem Posten. — Während der Einschließung bei Kimberley hatten die Buren die bei Modderriver-Station über den **Modderfluß** führende **Eisenbahnbrücke** durch Sprengung auf der einen Landseite ungangbar gemacht. Die Engländer schlugen daher in der Nähe eine **Pontonbrücke** über den Fluß. — Die Stadt **Kimberley,** welche die Buren seit dem 15. Oktober 1899 belagerten, und die den Mittelpunkt des westlichen Kriegsschauplatzes bildet, liegt im britischen Griqualande, 860 Kilometer nordöstlich von Kapstadt, mit dem sie durch eine Eisenbahn verbunden ist. Ihre Einwohnerzahl war vor dem Kriege durch die Entdeckung der in der Nähe gelegenen Diamantenfelder bis auf 50,000 Köpfe gestiegen. — Die Entfernung von Kimberley bis zu dem seit dem 14. Oktober 1899 von den Buren eingeschlossenen **Mafeking** beträgt in der Luftlinie 350 Kilometer. Mafeking ist eine hübsche kleine Stadt an der Betschuanabahn und etwa acht Meilen von der Transvaalgrenze entfernt. Sie war vor dem Kriege das Hauptquartier der Grenzpolizei von Britisch-Betschuanaland. — Ihre Verteidigung leitet der englische **Reiteroberst Baden-Powell,** der im Augenblick der Einschließung etwa 2000 Mann Linien- und Schutztruppen, sowie Freiwillige zu seiner Verfügung hatte. — Der bei den Operationen, welche den Entsatz von Kimberley vorbereiteten, mehrfach genannte **General Macdonald** hat von der Pike auf gedient und sich bei den Kämpfen im Sudan in der Schlacht bei Khartum ausgezeichnet; er wurde bei der Verfolgung Cronjes schwer verwundet.



Ansicht von Mafeking (Betschuanaland).

Polnische Standarten.

Erzählung nach Thatsachen.

Von **A. D. Borum.**

(Nachdruck verboten.)

Im Sommer des Jahres 1818 wurden aus dem königlichen Zeughaus in Berlin zwei amarantrote gold- und silbergestickte Standartenblätter entwendet, herrührend von der ehemals polnischen Brigade Mokronowski, welche im Aufstande von 1796 auf preußischem Gebiete die Waffen strecken mußte.

Oberst Baden-Powell, Befehlshaber der englischen Truppen in Mafeking.

Dieser Diebstahl erregte viel Aufsehen. Der materielle Wert des entwendeten Gutes war es schwerlich, der den Dieb geleitet hatte, es mochten eher patriotische Triebfedern im Spiele gewesen sein, und der Verdacht lenkte sich auf eine vornehme polnische Familie, welche um diese Zeit das Zeughaus zu wiederholten Malen besucht und ein augenscheinliches Interesse an den beiden Standarten bezeigt hatte.

Allein die Verdächtigen waren spurlos aus Berlin verschwunden, hingegen wurde der Zeugleutnant Sebailo, dem die Aufsicht über das Zeughaus damals oblag, in Untersuchung gezogen. Er hatte mit der genannten polnischen Familie verkehrt, hatte nicht nur den gefälligen Führer gemacht, sondern die fraglichen Standarten zur bequemen Ansicht sogar von der Wand herunternehmen lassen und auch sonstige Auskünfte erteilt. Sebailo gab das alles zu, er selbst war litauischer Pole und erklärte, obwohl er jetzt ein guter Preuße sei, habe er sich gerne seinen engeren Landsleuten gefällig gezeigt. Daß ihm die jüngere der Damen eine tiefe Leidenschaft eingeflößt, verschwieg er allerdings, doch konnten die Richter aus verschiedenen Anzeichen darauf schließen, und die Annahme lag nahe, daß Sebailo, wenn auch am eigentlichen Diebstahl nicht beteiligt, so doch in seiner Leidenschaft für die schöne Polin der Sache Vorschub geleistet habe oder getäuscht worden sei. Diese letztere Möglichkeit gab Sebailo schließlich selbst zu. Er wurde zur Entlassung aus dem Dienste verurteilt und verließ Preußen, da er eine bescheidene Stellung bei der russischen Polizei erhalten hatte.

Der in sein Leben so gewaltig einschneidende Vorfall bildete oft den Gegenstand seiner Gedanken; und trotz der Täuschung seitens der schönen Polin, der er offenbar zum Opfer gefallen war, konnte er die Leidenschaft zu ihr doch nicht aus seinem Herzen reißen. Er kannte von ihr nur den Vornamen, Bronislawa, das erschwerte sehr die Nachforschungen, die er Jahre hindurch nach dieser Dame anstellte. Immer vergeblich!

— — — — — — — — — —

Zehn Jahre waren verflossen. Sebailo war inzwischen bis zum Polizeihauptmann vorgerückt und als solcher in das kleine Städtchen R. an der österreichisch-russischen Grenze versetzt worden. Er hatte sich noch kaum mit den Verhältnissen des Ortes und seiner Bewohner bekannt machen können, als er zu einem Balle beim Starosten des Bezirks eingeladen wurde. Hier war es, wo ihm eine berückende Schönheit unter dem Damenflor sofort in die Augen fiel; er erkannte in der nun zu üppiger Pracht entwickelten Rose das ehemalige Fräulein Bronislawa aus dem Zeug-



General Macdonald.



Kämpfende Kaffernbüffel. (S. 96)

hause zu Berlin. Ein russischer Offizier erklärte ihm, daß diese Dame die Gräfin M. sei, Gattin eines reichen Gutsbesitzers, der zugleich ein eifriger und thätiger polnischer Agitator war.

Graf M. nahm die Vorstellung des Polizeihauptmanns kühl und höflich entgegen, die Gräfin dagegen erinnerte sich sogleich des ehemaligen Zeugleutnants Sebailo in Berlin, den sie betrogen hatte. Sie ward blaß und verlegen und stotterte einige konventionelle Redensarten hervor, in der Hoffnung, daß er sie nicht wiedererkennen werde.

„Ich hatte bereits das Glück, Frau Gräfin früher einmal zu sehen,“ sagte Sebailo jetzt. „Freilich, es ist schon lange her.“

Diese Worte genügten, der gewandten Weltdame ihre Sicherheit zurückzugeben.

„Ach richtig!“ erwiderte sie, „ich glaube, es war in Berlin. Ich war damals noch ein halbes Kind und so wißbegierig, daß ich alles sehen wollte. Ach, was haben wir alles auf unserer Reise gesehen!“ Und sie begann in liebenswürdiger Weise zu plaudern und zu erzählen, stellte Fragen an die sie umschmeichelnden Herren und schnitt so Sebailo jede Möglichkeit ab, auf die Standartengeschichte zu kommen.

Heimlich fragte sie sich dabei unausgesetzt, was der plötzlich aufgetauchte Mann wohl beabsichtige. Hatte ihn nur der Zufall hierher geführt oder suchte er die Spur der entschwundenen Kriegstrophäen des Heeres, dem er damals diente und das er deswegen verlassen mußte, weil er sie so schlecht verwahrt? Oder — die kokette Frau zog auch dies in Erwägung — hat er sich ihr nur wieder zu nähern versucht? Für alle Fälle wollte sie, vorsichtig zu Werke gehend, es mit dem Manne nicht verderben; darum raunte sie ihm, als sie Gelegenheit fand, ihn einen Moment allein zu sprechen, die Worte zu: „Besuchen Sie uns auf unserem Gute Sironka. Sie machen mir eine große Freude damit.“

Diese Worte, noch mehr der begleitende Blick fachten, wie der Funken im Pulverfasse, die Gefühle Sebailos mächtig wieder an. —

Auch er selbst mochte sich die Frage gestellt haben, was er von der Gräfin eigentlich wolle, als er kurz darauf im kleinen Salon derselben auf ihr Erscheinen wartete. Er konnte sie nicht beantworten — es zog ihn hin zu ihr mit unwiderstehlichen Banden. Die Angelegenheit mit den Standarten war ihm jetzt gleichgültig geworden, höchstens eine Frage der Neugier; er nahm sich vor, dieselbe gar nicht zu berühren. Um so mehr war er überrascht, als die Gräfin selbst das Gespräch auf den Gegenstand brachte. Sie bekannte sich freimütig zur Thäterschaft und erzählte in liebenswürdiger Drolligkeit, wie ihr jetziger Mann, als Maurer verkleidet — es wurden eben damals Reparaturen im Zeughause vollführt — sich über Nacht im Zeughaus einschließen ließ und nach vollzogener Bergung der Standartenblätter in zu diesem Zweck mitgenommenen künstlich ausgehöhlten Ziegelsteinen diese am nächsten Tage unbehelligt hinaustrug.

„Es kleben Familientraditionen an diesen, von meiner Großmutter eigenhändig gestickten Standartenblättern,“ entschuldigte sie die That. „Ich wollte sie durchaus besitzen, und meine Hand war für den Grafen M. der Preis des Gelingens. Nur schmerzt es mich ungemein, daß Sie dadurch Ungelegenheiten erfuhren. Aber ich werde mich bestreben, Ihre Verzeihung zu erlangen.“ Damit reichte sie ihre kleine Hand dem entzückten Besucher zum Kusse hin und duldete es, daß die stürmisch aufgedrückten Lippen viel länger, als es Sitte und Form gestatten, darauf ruhten. In der That, Sebailo unterlag zum zweitenmal dem Zauber dieser verführerischen Frau.

Seit dieser Zeit war der russische Polizeihauptmann Sebailo ein häufiger Gast des gräflichen Hauses, besser gesagt, der Gräfin, in deren Banden er schmachtete. Graf M. behandelte ihn nach wie vor mit derselben ablehnenden Kälte, vermied es in der Regel, ihm zu begegnen, und ignorierte ihn völlig. Die schöne Frau spielte mit ihm wie eine Katze mit der Maus; bald zog sie ihn an sich, dann wieder spielte sie die Gleichgültige, Launenhafte, Abweisende und suchte die Unterhaltung anderer Herren, was jedesmal die quälendsten Empfindungen bei Sebailo erweckte.

So waren Monate vergangen. Der verliebte Polizeihauptmann, von seiner Leidenschaft verblendet, vernachlässigte seinen Dienst, und was noch ärger war, er mißbrauchte seine Macht. Es waren ja die Jahre 1828 und 1829, die Zeit vor dem Ausbruch der polnischen Revolution; überall gärte und kochte es, der Funke glühte unter der Asche, und die besorgten Regierungen suchten nach den Herden der gefürchteten Erhebung, um durch Beseitigung der Führer die Flamme vielleicht noch vor dem Auflodern zu unterdrücken. Das Spioniersystem und das Denunziantenwesen spielten eine große Rolle; die Polizei war allmächtig. Wen der Polizeihauptmann eines Bezirks als verdächtig bezeichnete oder — falls der Betreffende Beamter und im Staatsdienste — als lau und freisinnig, der konnte mindestens auf seine Verbannung in die unwirtlichsten Gegenden des Reiches gefaßt sein. So wurden in kurzer Zeit mehrere Beamte und einflußreiche Personen auf die geheime Anzeige Sebailos hin versetzt oder verbannt. Immer waren es solche, welche die Gräfin auszeichnete. Eifersucht war das leitende Motiv für die Denunziationen Sebailos, aber die aus dem Wege geräumten Personen waren just gute russische Beamte, die der polnischen Bewegung feindlich gegenüberstanden.

Der verliebte Polizist merkte nicht, daß er von der Gräfin abermals düpiert wurde, er ahnte nicht, daß in der Zeit, wo er auf dem Herrschaftshofe in Sironka in dem Salon der schönen Frau in vergeblicher Leidenschaft sich verzehrte, in einem Vorwerk desselben Gutes der Graf die Häupter des Revolutionskomitees des Bezirks versammelte; es wurde beraten und organisiert, Proklamationen gedruckt, Patronen verfertigt, Waffen vorbereitet und manche Nachricht verwertet, welche die Gräfin dem verliebten Polizeihauptmann entlockt hatte. Andererseits wußte sie ihn geschickt auf falsche Spuren zu lenken.

Sebailo war nicht der einzige Polizist in Rußland; was seinen verblendeten Augen entging, entdeckte ein anderer, und eines Tages erhielt er von seinem Vorgesetzten den in schärfsten Ausdrücken gehaltenen Befehl, den Vorgängen auf dem Gute Sironka seine Aufmerksamkeit zu widmen, sich des gräflichen Paares zu versichern und beide als politische Gefangene nach Warschau abzuliefern.

Dieser Befehl war ein furchtbarer Schlag für ihn. Zum zweitenmal sah er sich von demselben Wesen betrogen, zum zweitenmal hatte er Pflicht und Ehre verscherzt um der verführerischen Blicke eines Weibes willen. Er fühlte eine grenzenlose Wut gegen Bronislawa, es wäre ihm Wollust gewesen, sie eigenhändig erwürgen zu können, so glühend glaubte er jetzt die Betrügerin zu hassen.

Aber war sie wirklich eine Betrügerin? Konnte sie denn ihren Gatten lieben, diesen strengen, kalten Pedanten? Brauchte das volle Leben, das in ihren Adern pulsierte, nicht ein heißes, glühendes Herz? Ihn, ihn liebte sie, das sagte ihm seine Eitelkeit; ihm würde sie zugehören, wäre sie nicht durch die Pflicht gebunden. Dieser Ideengang, der ihn so oft bethört und in süße Hoffnungen gewiegt hatte, bemächtigte sich abermals seiner.

„Wohlan denn,“ dachte er. „Noch einmal will ich alles wagen, den Besitz dieses Weibes zu erringen. Sie soll sich von ihrem ungeliebten Gatten scheiden. Ich bringe ihr abermals das Opfer meiner Stellung; sie soll wählen: mich — oder Vernichtung!“

Er verbrannte viele seiner Papiere, steckte seine ganze Barschaft und eine Doppelpistole zu sich und fuhr in einem gemieteten, mit zwei flinken Pferden bespannten Wagen gegen Abend nach Sironka hinaus. Seinem Wachtmeister gab er den Befehl, mit zwanzig Soldaten zwei Stunden später zu folgen und die Verhaftung des Grafen vorzunehmen. Jetzt hatte Sebailo alle Trümpfe in der Hand. Er war entschlossen, diesmal seine Macht rücksichtslos auszunützen. —

Die Gräfin empfing ihn wie gewöhnlich in der liebenswürdigsten Weise. Der Graf war zu Hause, Sebailo hatte ihn den Flur durchschreiten sehen, doch ließ er sich verleugnen.

Der tiefe Ernst und die aufgeregte Hast des Polizeihauptmanns fielen der Gräfin auf, sie ahnte, daß die längst gefürchtete und vorbereitete Krisis gekommen sei, und war auf ihrer Hut.

„Nun, mein Ritter,“ hub sie in ausgesuchter Liebenswürdigkeit an, „was haben Sie mir zu beichten?“ Mit freundlicher Handbewegung lud sie ihn ein, an ihrer Seite auf dem Diwan Platz zu nehmen.

„Das habe ich Ihnen zu sagen,“ sprudelte Sebailo hervor, „daß Sie mich grenzenlos unglücklich gemacht haben. Sie haben mich zu Ihrem willenlosen Sklaven gemacht und mich dabei meiner Pflicht abgewendet. Ja, Gräfin! Die Stunde der Abrechnung hat geschlagen. Man weiß, daß in Ihrem Hause die Verschwörung ihren Mittelpunkt hat, und ich bin beauftragt, Ihren Gemahl und Sie zu verhaften.“

Die Gräfin hatte keine Miene verzogen. „Wenn Sie diesen Auftrag haben, so führen Sie ihn aus, Herr Sebailo. Was zaudern Sie? Haben Sie Ketten mitgebracht — hier sind meine Hände!“

Sie reichte ihm beide Hände hinüber. Wie oft hatte er diese Hände in den seinen gehalten, wie oft sie mit seinen Küssen bedeckt! Jetzt blickte er düster zu Boden.

„Sie können noch scherzen, Gräfin?“

„Ich scherze nicht. Einem Menschen, der mir solche Anklagen entgegenschleudern kann, mute ich auch zu, daß es ihm Vergnügen machen wird, die Hände jener Frau in Eisen zu pressen, der er hundertmal versichert, daß er sie schätze.“

„Ach, leider! Ich liebe Sie!“ seufzte Sebailo.

„Jetzt sage ich: Scherzen Sie nicht! Wo man liebt, beleidigt man nicht und glaubt nicht der Stimme boshafter Verleumdung.“

„Keine Ausflüchte, Gräfin! Sie nützen nichts mehr. Alles ist verraten. In zwei Stunden wird dieser Hof und das Vorwerk besetzt. So viel Zeit haben Sie noch, sich zu retten.“

Die Gräfin sah den Mann mit einem eigentümlich forschenden Blick an. „Allein?“ Nur dieses Wörtchen begleitete diesen Blick.

„Mit mir!“ murmelte Sebailo lauernd.

Es entstand eine längere Pause, die Gräfin dachte nach. Endlich schien sie zu einem Entschlusse gekommen zu sein. „Mein lieber Freund,“ sagte sie mit gepreßter, etwas zitternder Stimme, „Sie haben jetzt zum erstenmal ein entschlossenes Wort gewagt, ein Wort, das ich lange von Ihnen erwartete. Es ist nun recht und billig, daß ich mich Ihnen rückhaltlos erkläre. Es ist wahr, daß Verhandlungen für

die Sache Polens in unserem Hause stattfanden. Sie selbst sind kein Russe und werden es daher nicht so verabscheuenswert finden; aber es ist falsch, daß ich Sie betrogen habe."

„Gräfin, soll ich dieses als halbes Geständnis auffassen? Soll ich die Gewährung meiner Bitte darin sehen, daß Sie mit mir fliehen wollen?"

„Warum wollen Sie Ihre Stellung aufgeben?"

„Um Sie zu erringen, teuerste Gräfin. Wir fliehen miteinander; mein Wagen ist bereit. Wir nehmen den Weg über die österreichische Grenze, und haben wir den Freistaat Krakau erreicht, so sind wir geborgen."

„Und der Graf?" kam es tonlos von den Lippen der Gräfin.

Sebailo zuckte nur mit den Achseln. „Wir können ihn nicht retten," versetzte er. „Ueberdies — was wird ihm geschehen? Aus Sibirien kommt man ja auch zurück. Aber die Ehe der Deportierten ist gelöst, wenn es der eine Teil will. Sie sind frei, Gräfin."

Die Gräfin antwortete lange nicht. Man hörte nur ihre schweren Atemzüge. Dann aber — sie war mittlerweile in die Nähe der Thür getreten, hinter welcher auf ihr Geheiß stets ihre vertraute Zofe lauschte — sprach sie mit ruhiger, besonnener Kälte, jedes Wort deutlich abwägend: „Also die Sache steht, kurz gesagt, so: Alles ist verraten; in zwei Stunden kommen Soldaten, um uns aufzuheben. Dann ist sicher Sibirien das Los aller, die in die Hände der Polizei fallen. Mein Mann mag sich retten, wie er will; was er beschließt, ist seine Sache. Ich fürchte Sibirien; ich will noch leben und das Leben genießen. Sie bieten mir die Freiheit an Ihrer Seite. Ich nehme Ihren Vorschlag an, bin bereit, sofort auf Ihrem Wagen nach Krakau mit Ihnen zu fliehen, und verlange nur eine Viertelstunde Zeit, um meine Reisetoilette zu machen und Geld — das kann man ja immer brauchen — einzustecken."

Damit wollte sie sich nach der anderen Seite entfernen.

„Halt, teuerste Gräfin! Verzeihen Sie mein Mißtrauen, aber ich weiß, der Graf ist daheim, und —"

„Ich könnte ihn noch warnen, nicht wahr? Nun gut, begleiten Sie mich; ich schelle indessen nach meiner Zofe." —

Es dauerte eine lange Zeit, bis das gerufene Mädchen erschien, inzwischen war die Gräfin mit dem Polizeihauptmann in ihr Zimmer getreten und hatte Bargeld und Schmuck an sich genommen; es schien fast, als ob alles schon vorher für alle Fälle gepackt bereit gehalten worden wäre. Der noch immer mißtrauische Polizist gestattete dem Mädchen nur, die nötigsten Worte zu reden, die mit der Toilette ihrer Herrin, der sie beim Ankleiden half, im Zusammenhange standen, und schrieb eine Instruktion an seinen Wachtmeister, welche die Zofe diesem zu übergeben habe. Er teilte darin mit, daß er in Verfolgung einer wichtigen Spur sofort verreisen müsse.

— — — — — — — — — — — —

In wenigen Minuten war die Gräfin reisefertig und befahl ihrerseits der Zofe, dem Grafen zu melden, daß sie nach der Stadt fahren müsse und die Gelegenheit benutze, die ihr der Herr Polizeihauptmann geboten. Sie werde in der Stadt bleiben; morgen möge sie der Graf in seinem Wagen abholen.

Nur ein unmerkliches Zucken der Wimpern zeigte, daß die schlaue Zofe ihre Herrin verstanden hatte, daß der ganze Befehl nur gegeben war, um den Polizeihauptmann zu täuschen.

Eine Viertelstunde später rollte der Wagen Sebailos mit ihm und der Gräfin in die Dämmerung hinaus. Trotzdem es nicht kalt war, hatte sich der Kutscher in seinen Mantel gehüllt und seine Pelzmütze bis über die Ohren gezogen. Die Befehle Sebailos beantwortete der mürrische Kerl nur durch unverständliches Brummen und Nicken des Kopfes.

Die Gräfin drängte zur Eile.

Nach der Aufregung der letzten Stunden war über Sebailo eine gewisse Ruhe und Entschlossenheit gekommen; er fühlte sich nahe seinem Ziel und sah auf das schöne Weib, das schweigend und blaß an seiner Seite saß. Nie war ihm Bronislawa so schön erschienen.

Er neigte sich zu ihr, um sie zu küssen.

„Berühren Sie mich nicht!" rief sie mit einer Stimme, wie er es noch niemals von ihr gehört, und in ihrer Hand blitzte ein Dolch.

„Aber Bronislawa!" lenkte er ein. „Was sollen diese Launen?"

„Sie wollen respektiert sein!" versetzte sie dumpf, wendete sich von ihm weg und beantwortete alle seine Fragen nicht mehr.

Eine Stunde mochten sie so gefahren sein; nach Sebailos Berechnung mußte jetzt eben der Wachtmeister das Herrenhaus und das Vorwerk besetzen. Er konnte sich nicht enthalten, als Rache für die Kälte der Gräfin diesen Gedanken auszusprechen. Die Gräfin lachte auf — dieses Lachen klang dämonisch — und wies mit der Hand nach rückwärts.

Der Wagen hatte gerade die Höhe eines Hügels erreicht, von der aus man das flache Land weit übersehen konnte. In der Richtung, in welcher die Gräfin gedeutet, war der Himmel gerötet.

„Sironka brennt!" rief Sebailo.

„Es brennt! Und mit ihm alle Beweise von der Schuld des Grafen," erwiderte die Gräfin. „Sehen Sie jetzt diese Explosionen, die jeden abschrecken, die Lohe zu löschen? Das sind Tausende von Gewehrpatronen, die bereits vorbereitet waren für die nationale Sache. Sehen Sie, wie es dort auflodert? Das ist das Archiv! Ha, meine Zofe ist ein schlaues Mädchen und eine gute Polin, sie hat ihre Sache vortrefflich gemacht."

Im Kopfe Sebailos wirbelten die Gedanken.

„Gräfin," rief er, „ich verstehe nicht!"

„Hahaha, Elender, so will ich es Ihnen erklären. Ich habe Sie mißbraucht, habe Ihre Leidenschaft ausgebeutet und mache mir kein Gewissen daraus, weil Sie, ein Litauer, ein Pole, fremden, feindlichen Zwecken dienen. Ich habe zuerst gehofft, Sie auf unsere Seite herüberzuziehen, mit allen Mitteln, die dem Unterdrückten im heiligen Kampf fürs Vaterland gestattet sind. Sie aber, nie hörten Sie die Patriotin. Ja selbst jetzt, in letzter Stunde, wo Sie als Scherge und Henker kamen, wagten Sie es noch, mir von Liebe zu sprechen, weil Sie in maßloser Eitelkeit glaubten, daß ich Ihnen — einem Feinde des Vaterlandes — den geliebten Mann opfern werde. Pfui, ich hasse, ich verachte Sie und werfe Sie nun weg wie ein unreines Werkzeug, das man trotzdem gebrauchen mußte!"

In fassungslosem Erstaunen hörte Sebailo diese Rede; aber er hielt seinen grimmigen Zorn zurück.

„Ich danke für die Aufrichtigkeit, Gräfin," sagte er ironisch. „Aber sie kommt zu spät für Sie. Sie sind in meiner Gewalt. Und was Ihren Herrn Gemahl anbetrifft, so wird ihn wohl mein Wachtmeister schon unschädlich gemacht haben."

„Sie irren sich, Herr Polizeihauptmann!" sprach in diesem Augenblick der Kutscher, indem er sich umwendete und die Pelzmütze herunternahm, so daß man sein Gesicht sah. Es war der Graf. „Gestatten Sie mir," fuhr er höhnisch fort, „den Spieß umzukehren. Anstatt daß Sie meine Frau entführen, versuchen wir dasselbe jetzt mit Ihnen."

Mit einem Wutschrei war Sebailo aufgesprungen und hatte seine Doppelpistole gezogen.

„Zum drittenmal überlistet von diesem Weibe!" schrie er. „Aber sie soll nicht triumphieren."

Zwei Schüsse krachten, lautlos sank die Gräfin zurück. Der Graf aber, der nur leicht am Arme verwundet worden war, stürzte sich über den Kutschbock hinweg auf seinen Gegner, und es begann im Wagen ein wütendes Handgemenge, während die führerlosen Pferde, durch die Schüsse erschreckt, auf der Straße dahinjagten.

Marktleute, die am nächsten Morgen die Straße gingen, fanden einen zerschmetterten Reisewagen und drinnen die allgemein bekannte Gräfin M. als Leiche. Eine Kugel hatte ihre Stirne durchbohrt. Unweit der Unglücksstelle lagen die Körper zweier Männer; der Kopf des einen war an einem Prellsteine zerschmettert worden; nach vorgefundenen Papieren konnte man ihn als den russischen Polizeihauptmann Sebailo identifizieren; der andere, wiewohl vielfach verwundet und bewußtlos, wurde wieder ins Leben zurückgerufen, aber nur, um aus dem Spitale die Reise nach Sibirien anzutreten.

Erst die Amnestie von 1845 gestattete dem Grafen M. aus Irkutsk zurückzukehren. Lange Jahre lebte er in Paris von den Renten seiner österreichischen Güter, auf welche er schließlich als alter Mann zurückkehrte, um dort hochbetagt zu sterben. In seinem Nachlasse befanden sich zwei amarantrote, gold- und silbergestickte Standarten, über deren Herkunft kein Dokument vorhanden ist.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein ruinierter Geizhals. — In der alten Kaiserstadt Wien hatte ein junger Mann von dreißig Jahren Namens Winterer von seinem Vater das hübsche Sümmchen von einer halben Million Gulden geerbt. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging nun dahin, seinen Besitz möglichst zu vermehren, und er scheute in diesem Bestreben sogar nicht vor Wuchergeschäften der bedenklichsten Art zurück. Er erreichte auch dadurch die Erfüllung seiner Wünsche, und die Thatsache, so manche Existenz zu Grunde gerichtet zu haben, verursachte ihm nicht die geringsten Bedenken. Konnten sich doch die Geschädigten schlimmsten Falls immer noch durch ihrer Hände Arbeit vor dem Verhungern schützen.

Auf diese Weise währte es nur wenige Jahre, und die erste Million war beisammen. Das Aufhäufen von Schätzen ging dem Geldgierigen schließlich aber immer noch nicht schnell genug, und er sann Tag und Nacht über Mittel und Wege nach, seine Bereicherung zu beschleunigen. Da las er wiederholt in der Zeitung, daß da und dort jemand beim Untersuchen ersteigerter alter Möbel große Summen, in geheimen Fächern oder sonstwo verborgen, gefunden habe, und allmählich setzte sich die Idee bei ihm fest, jeder alte, wurmstichige Schreibtisch und jeder wackelige Polsterstuhl enthalte große Summen, die von früheren Besitzern darin versteckt oder vergessen worden seien. Von nun an wanderte er unermüdlich von Auktion zu Auktion und schacherte alte Schränke, Schreibtische und ähnliche Möbel zusammen. Je älter und unbrauchbarer das Gerümpel war, desto höhere Gebote machte er, so daß andere Bieter regelmäßig von ihm aus dem Felde geschlagen wurden. Es war natürlich meist wertloser Kram, den er für teilweise hohe Summen erstand und stets sofort nach dem Ankaufe in seine geräumige Wohnung bringen ließ. Dort brachte er die Abende und häufig auch die halben Nächte damit zu, die Sachen auf das allergenaueste zu durchsuchen, wobei es ihm nicht darauf ankam, dieselben noch wertloser zu machen, als sie ohnehin schon waren. Selbstverständlich fand er nie etwas, das nach Geld oder Geldeswert ausschaute, und mußte dann froh sein, die alten Möbelstücke für wenige Kreuzer loszuschlagen.

Seinen Geldleihgeschäften konnte er sich, da er

fast den ganzen Tag unterwegs war, nunmehr nicht mehr in dem ausgedehnten Maße widmen wie früher, und daher wurden auch die daraus erzielten Einnahmen geringer, und er verlor nach und nach viele gute Kunden.

Um die dadurch entstandenen Verluste wieder einzubringen, ließ er sich jetzt, was er früher nie gethan, nicht selten auf recht unsichere Geschäfte ein, die aber die höchsten Prozente versprachen, wenn das Glück günstig war. Dieses ließ ihn jedoch meistens im Stich, und er büßte mitunter große Summen ein.

Allein anstatt ihn von seinem Wahn zu heilen, trugen diese Mißerfolge nur dazu bei, ihn völlig blind gegen jede Regel der Vernunft zu machen. Der Ankauf von alten Sachen wurde noch erweitert, die dabei geopferten Beträge nahmen einen immer erheblicheren Umfang an, und nach wenigen Jahren sah sich Winterer bereits genötigt, seine Kapitalien anzugreifen, da die laufenden, sehr verringerten Einnahmen nicht mehr ausreichten, um der Schatzauffindungsidee nach Gebühr frönen zu können.

Kaum zehn Jahre mochten verflossen sein, als Winterer eines Tages den letzten Tausendguldenschein für verschiedene wertlose Schränke gab. Nachdem auch noch sein letztes Besitztum, das Haus, der sonderbaren Manie zum Opfer gefallen war, stand Winterer, der einstige Millionär, völlig mittellos da und sah sich gezwungen, durch seiner Hände Arbeit sein Leben zu fristen. Doch seine Kraft war völlig gebrochen, und das Ende war, daß der Mann als Stadtarmer verpflegt werden mußte. Er starb im Jahre 1843. [O. v. B.]

Verpfappert. — Zar Alexander II. wohnte Ende der fünfziger Jahre, anläßlich eines Besuches in Jugenheim, einem vom Großherzog von Hessen veranstalteten Fuchsgraben bei. Als sechs Füchse aus dem Bau gehoben waren, meinte der Zar: „Sehr interessant in der That, sechs Füchse in einem Bau!“

Der Großherzog verbeugte sich und rief seinen Jägern zu: „Genug! Wir wollen weiter gehen!“

Da platzte jedoch einer der Jäger zum allgemeinen Ergötzen heraus: „Königliche Hoheit, es steckt noch einer drin, wir haben sieben hinein gethan!“ [E. K.]

Abgekürztes Scheidungsverfahren. — Die Ehescheidung in Birma geschieht in folgender Weise: Wenn zwei Eheleute sich scheiden lassen wollen, zündet jeder Teil eine Kerze an, und der, dessen Kerze zuerst niedergebrannt ist, verläßt Haus und Hof und nimmt nichts mit sich als die Kleider, die er auf dem Leibe trägt. Alles andere gehört dem in diesem Zufallspiel gewinnenden Teile. [—dn—]

An die Laterne. — Als der bekannte Abbé Maury im Jahre 1790 eines dunklen Abends in Paris spazieren ging, rottete sich das Volk zusammen und nahm eine drohende Haltung an. Man nannte ihn einen Aristokraten und Verräter, und schließlich ertönte auch der berüchtigte Ruf: „An die Laterne mit ihm!“ Aber Maury wandte sich ruhig um und sagte: „Und wenn ich an der Laterne hänge, seht ihr dann besser?“ Alles lachte, und Maury konnte ruhig seines Weges ziehen. [—ck.]

Humoristisches.



Verschnappt.

A.: Rauchen Sie gar nicht?

B.: Der Arzt hat's mir verboten.

A.: Warum?

B.: Weil ... weil die Gardinen so schnell schwarz werden.



Abwehr.

Frau (zu einer anderen, die mit einem kleinen, aus Leibeskräften schreienden Kinde einsteigt): Ist das ein Mädchen?

— Nein, ein Junge.

Frau: Dann bleiben Sie nur draußen ... dies ist ein Damencoupé.

Kämpfende Kaffernbüffel.

(Mit Bild auf Seite 93.)

Unter den Büffelarten steht der Kaffernbüffel als das stärkste und wildeste, durch ein eigentümliches Gehörn ausgezeichnete Mitglied der Sippe obenan. Süd- und Mittelafrika ist die Heimat des Kaffernbüffels, doch ist er am Kap der Guten Hoffnung längst ausgerottet, so weit dort die Ansiedelungen reichen; ebenso ist er im Südosten von Natal bis zum Sambesi in das Innere zurückgedrängt worden. Man findet die Kaffernbüffel stets in Herden, meist von 40 bis 60 Stück. Die Kühe sind immer verträglich, die Stiere aber führen oft wütende Kämpfe untereinander aus, deren einen uns das Bild auf S. 93 vor Augen führt. Der Kaffernbüffel ist ein höchst gefährliches Tier, zumal die von den Herden durch jüngere und kräftigere Stiere vertriebenen sogenannten „Einsiedler“.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 13.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 11:
Man soll nicht mehr versprechen, als man halten kann.

Füll-Rätsel.

	T	M	A	A	
T					A
M					E
A					E
A					R
	A	E	E	R	

Die leeren Felder der obigen Figur sollen mit den Buchstaben A, A, E, E, E, G, G, H, I, I, K, K, L, L, N, Z ausgefüllt werden, so daß ein Homogramm entsteht, in dem die sich entsprechenden wag- und senkrechten Reihen gleich lauten. Die einzelnen Reihen nennen: 1) einen Frauennamen, 2) etwas, das den Soldaten besser behagt als das Exerzieren, 3) einen Baum, 4) eine Stadt in Nordafrika.

Auflösung folgt in Nr. 13.

Auflösungen von Nr. 11:
des Scherz-Rätsels: Viel Liebchen — Vielliebchen;
des Homonyms: Verschlagen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.